

Katharina von Kellenbach

Mein Buch gehört mir?

Feminismus und jüdisch-christliches Gespräch

Ein Blick in die Geschichte: Nebeneinander und Gegeneinander jüdisch-christlicher feministischer Beziehungen

Der Titel irritiert, denn das Buch hat erst einmal weder den jüdischen noch den christlichen Frauen gehört. Erst vor knapp hundert zwanzig Jahre durften Frauen dieses Buch an deutschen Universitäten studieren. Das ist keine lange Tradition in der Geschichte der Schriftreligionen, die das Buch den Männern vorbehalten hat. Wir blicken also auf eine kurze Geschichte zurück. Den Kampf um Zugang und Auslegung dieses Buches haben jüdische und christliche Feministinnen nicht gemeinsam, sondern nebeneinander und gegeneinander geführt – oft ohne voneinander zu wissen. Die Geschichte dieser Vormütter sollten wir nicht vergessen, denn wir stehen auf ihren Schultern, und bauen auf ihren Erfolgen sowie Schwächen und blinden Flecken auf.

Man spricht in der feministischen Theologie von drei Wellen. In der ersten Phase ging es um elementare Bürger- und Wahlrechte sowie das Recht zu studieren. Denn was ist das Buch, wenn frau Analphabetin ist, und weder hebräisch, lateinisch noch griechisch lesen kann. Die Bibel und ihre Interpretation war Männersache, im Judentum wie im Christentum. 1894 wurde der Bund Deutscher Frauenvereine gegründet, zu denen der Jüdische Frauenbund unter Bertha Pappenheim wie der Deutsche-Evangelische Frauenbund gehörten. Der Katholische Frauenbund Deutschlands war assoziiert, aber nicht offiziell Mitglied. 1906 ließen deutsche Universitäten Frauen zum Studium zu. Mit ihren Diplomen und Abschlussszeugnissen in Theologie, Philosophie, Wissenschaft des Judentums und Geschichte hat diese Generation, die Kirchen- und Synagogenleitungen vor die Frage der Ordination gestellt. Einige müssen sich gekannt haben. Aber sie haben keinen interreligiösen oder interkonfessionellen Dialog geführt. Gleichzeitig aber getrennt verliefen die Auseinandersetzungen darüber, ob Frauen das Buch auslegen und predigen dürfen. Aber es gab keinen Dialog, geschweige denn Solidarität zwischen diesen katholischen, evangelischen, und jüdischen Frauen. Ein Gespräch zwischen Vikarin Ina Gschlößl und Rabbinerin Regina Jonas, wie es von Rabbinerin Natalia Verzhbovska und Pfarrerin Dorothee Schaper dialogisch in Szene gesetzt wird, hat nicht stattgefunden. Wie kann es sein, dass diese Frauen sich nicht kannten und unterstützten? Ohne diesen Dialog gab es keine feministische Solidarität über die Religionsgrenzen hinweg, die den Verrat an den jüdischen Mitmenschen unter dem Nationalsozialismus hätte aufhalten können.

Aus christlicher Sicht, hat erst der Massenmord an sechs Millionen Menschen den Dialog und die Auseinandersetzung über die theologischen Wurzeln des Judenhas-

ses wichtig erscheinen lassen. Auch von jüdischer Seite aus waren es Not und Verzweiflung, die in den Dialog trieben. 1946 trafen sich in Seelisberg (Schweiz) dreiundsechzig VertreterInnen christlicher Kirchen und jüdischer Organisationen, organisiert vom ICCJ um die Zehn Punkte des jüdisch-christlichen Dialogs zu verabschieden. Unter den zwei Deutschen, die eingeladen worden waren, befand sich die Katholikin Gertrud Luckner, die das KZ Ravensbrück knapp überlebt hatte. Sie war weder Theologin noch Feministin.

Die zweite Welle der Frauenbewegung entwickelte sich während der sechziger Jahren im Zuge der Bürgerrechts-, Studenten- und Friedensbewegung. Auf den Kirchentagen wurde auch die Vergangenheit diskutiert. Die feministische Theologie und die Theologie nach Auschwitz überschritten sich in Personen wie Dorothee Sölle *1929, (Politisches Nachtgebet, Kirchentage), Elisabeth Moltmann-Wendel *1926, Luise Schottroff *1934 und Leonore Siegele Wenschkewitz *1944. Die katholische Theologin Rosemary Radford Ruether *1936 veröffentlichte das Buch *Brudermord und Nächstenliebe: Die theologischen Wurzeln des Antisemitismus* (1974), in dem sie Antijudaismus als linke Hand der Christologie bezeichnete. Aber der jüdisch-christliche Dialog und die feministische Theologie entwickelten sich in unterschiedlichen Veranstaltungen und Organisationen. Innerhalb der Frauenbewegung explodierte die Forderung nach globaler Solidarität und Schwesternschaft in Konflikten über Antisemitismus und Antizionismus, Rassismus, und lesbischer Sexualität. Zunehmend weigerten sich jüdische und schwarze Frauen, sich dem Postulat einer einheitlichen Frauenerfahrung unterzuordnen und sich von ihren Gemeinschaften und angeblich besonders patriarchalischen Traditionen loszusagen.

In der dritten Welle, die auf die achtziger Jahre datiert wird, brachen die harten Auseinandersetzungen um einen logischen Fehlschluss aus, der immer noch existiert und dazu dient, sich der Konfrontation mit Rassismus und Antisemitismus zu entziehen. Diese Logik ist so bestechend wie falsch. Und sie lautet so:

Katharina v. Kellenbach beim DEKT, Dortmund 2019; Foto: HGVorndran





1. Antisemitismus ist ein rechtsradikales Problem von Nazis.
2. Feministinnen sind keine rechtsradikalen Nazis.
3. Deshalb können Feministinnen auch nicht antisemitisch oder rassistisch sein.

Was nicht sein darf, das kann nicht sein. So wiegten sich feministische christliche Theologinnen in Sicherheit. Die Verteidigung auf die erste Kritik antijüdischer Denkstrukturen in einer deutschen feministische Veröffentlichung hieß empört und beleidigt: „Ich bin doch kein Nazi! Das ist eine Verleumdung.“ Niemand hatte behauptet, dass die feministische Autorin rechtsradikal war, dennoch hatte sie in ihrer Publikation antijüdische Argumente benutzt, um ihre feministisch-theologische Position aufzubauen.

Die dritte Welle der feministischen Theologie hat das Konzept der Intersektionalität entwickelt, das gegen Rassismus und Antisemitismus immunisieren sollte. Intersektionalität markiert eine Theologie, die bunter, toleranter, diverser und politisch inklusiver sein sollte. Aber wir müssen feststellen, zuletzt gerade beim Women's March in den USA, dass es nicht reicht, politisch korrekt sein zu wollen. Der Antisemitismus ist eine ganz bestimmte Verachtungsstruktur mit einer eigenen Geschichte, die im kulturellen Gedächtnis weiterlebt. Das Wissen um ihre Ursachen, Funktionen, und Stereotype muss immer wieder neu ins Bewusstsein gebracht werden.

Christlicher Antijudaismus

Der theologische Antijudaismus ist eine Subspezies des Antisemitismus, vermutlich eine seiner tiefsten Wurzeln, obwohl das von HistorikerInnen kontrovers diskutiert wird. Tatsache ist, dass alle christlichen Gläubigen jeden Sonntag in einer von Juden und Jüdinnen bevölkerten biblischen Welt leben – egal in welcher Sprache und auf welchem Kontinent. Der biblische Text und seine Auslegung in den Predigten transportieren Bilder unabhängig davon, ob eine Christin jemals auf eine real existierende Jüdin getroffen ist. Diese Bilder sind vornehmlich negativ, weil die christliche Kirche begründen muss, warum die Verheißungen des sog. Alten Testaments auf ein neues Israel übertragen wurden, und warum die frohe Botschaft des Neuen Testaments besser ist als die des Alten. Je nach kulturellem Kontext und politischer Position werden diese Begründungen angepasst, aber „die Juden“ sind immer die alten, verbesserungswürdigen, konservativen, starrsinnigen Gegner. Sie behindern und stellen hinterlistige Fragen, und am Ende verraten sie den unschuldigen Gottessohn an die Römer. Antijudaismus existiert solange Christen die Bibel lesen und keine neue Erklärung dafür liefern, warum Christen an den Gott Israels glauben, aber nicht zum Judentum übergetreten sind.

Es ist zwar betrüblich, aber nicht erstaunlich, dass die empirischen Studien zum Antisemitismus, die vom Deutschen Bundestag und der Europäischen Union regelmäßig in Auftrag gegeben werden, immer wieder

feststellen, dass Menschen, die in die Kirche gehen, mehr antisemitische Haltungen einnehmen als Konfessionslose und nicht-religiöse Menschen. Und das, obwohl sich die katholische und die evangelische Kirche seit Jahren aktiv zum jüdisch-christlichen Dialog bekennen und sich oft gegen Antijudaismus und Antisemitismus aussprechen. Offizielle Stellungnahmen nützen hier offensichtlich sehr wenig.

Feministisch-theologischer Antijudaismus

Antijudaismus in der feministischen Theologie ist eine Subspezies des christlichen Antijudaismus. Feministischer Antijudaismus ist nicht schlimmer als der anderer theologischer Bewegungen, aber er funktioniert trefflich, um sexistische, frauenfeindliche, politisch unliebsame Traditionen auszulagern. Dabei gibt es drei Grundstrukturen, die dazu dienen, die eigene Position zu legitimieren und lästige Passagen, Dogmen, Glaubensspraktiken und Traditionen einem jüdischen Gegenüber zuzuordnen.

a) Gegnerschaft

Diese antijüdische Denkstruktur macht Juden und das Judentum zur Projektionsfläche, auf der sich alle Feinde sammeln. Dabei entsteht ein in sich völlig widersprüchliches Bild von Judentum, das sich sowohl dem Militarismus wie dem Defaitismus, dem Kommunismus und dem Kapitalismus, dem Nationalismus und dem Internationalismus, dem Feminismus und dem Patriarchat andient, je nach eigener theologischer oder politischer Position. Das Jüdische ist ewig Feind Jesu, der tapfer kämpft und Gesetze und Gebräuche kritisiert. Jesus wird dann auch kämpferischer Feminist, weil er mit Frauen auf der Straße spricht, Frauen heilt und sie berührt, was man offensichtlich von einem jüdischen Mann niemals erwarten könnte.

b) Schuld und Ursache

Die zweite Diskursstruktur identifiziert Juden als verschwörerische Kräfte, die unsichtbar im Hintergrund agieren, und damit zur hintergründigen Ursache eines Übels werden. Antijudaismus liefert Antworten auf die Frage, warum Unheil in der Welt existiert. In der feministischen Theologie erklärt es z.B. Ursache und Ursprung des Patriarchats in der Kirche und westlichen Welt. Wer fragt, warum sich trotz Jesu Feminismus dennoch das Patriarchat in der Christenbewegung durchgesetzt hat, hört z.B., dass es an Paulus' pharisäischer Ausbildung liegen muss. Wer fragt, woher das Patriarchat kommt, lernt, dass es der patriarchalische Monotheismus mit seinem fanatischen, intoleranten, kriegerischen, jüdischen Gott war, der die friedliebenden, matriarchalische Muttergötter vernichtet hat. Überhaupt haben Völkermord, Rachejustiz, Kolonialismus, Rassismus, und blinder Gesetzesgehorsam ihre Wurzeln in der Hebräischen Bibel. Solche Argumente bestätigen das Grundprinzip einer jüdischen Verschwörung zum Unheil und Unglück der Völker.

Wurzel und Prolog

Mit dem Alten Testament gleichgesetzt, wird das Judentum zum Prolog „unseres“ christlichen Abendlands.

Als jüdisch-christliche Tradition ist es „integriert“, ohne dass es notwendig wäre, die rabbinischen Schriften und Gesetze genauer zu kennen. Als Kampfwort von der „jüdisch-christlichen“ Zivilisation kann es gegen den Islam eingesetzt werden, denn „wir“ glauben an Demokratie, Religionsfreiheit und Genderngerechtigkeit. Wo uns etwas Jüdisches interessant und überzeugend erscheint, dürfen wir es uns aneignen. Wie zum Beispiel, die Shechina, die weibliche konnotierte Präsenz Gottes unter dem Volk Israel, oder die Kabbala und ihre Vorstellung des Tikkun Olam, der Heilung und Reparatur der Welt. Solche Versatzstücke der rabbinischen oder kabbalistischen Tradition werden ebenfalls zu „unseren“ Wurzeln, auch wenn sie nachbiblisch und aus ganz anderen historischen Kontexten stammen. In den USA werden jetzt gerne Passahfeiern am Gründonnerstag gefeiert, weil ja Jesu letztes Abendmahl ein Passamahl war. Aber das Seder wurde erst nach der Zerstörung des Tempels von Rabbinern entwickelt. Solche Gesten der Aneignung sind das dritte Merkmal antijüdischer Argumentationsstrukturen, die sich auch in feministischer Theologie und Predigt wiederfinden.

Die Hermeneutik des Verdachts

Wir haben als Feministinnen gelernt, unser Buch mit Vorsicht zu genießen. Wir haben viel gelernt und kritisch diskutiert. Heute lesen wir die Bibel anders. Für christliche Feministinnen gilt es, die Hermeneutik des Verdachts nicht nur auf biblische Frauengeschichten und Geschlechterdynamiken, sondern auch auf Antijudaismus auszuweiten. Die Bibel in gerechter Sprache z.B. hat nicht nur geschlechtergerechte Sprache eingeführt, sondern auch die Prinzipien des jüdisch-christlichen Dialogs zur Grundlage einer neuen Übersetzung ge-

macht. Eine doppelte Hermeneutik des Verdachts bereichert und wirft neue Einsichten ab. Wir müssen nicht triumphalistisch denken, wir brauchen keinen jüdischen Feind und kommen ohne Verschwörungstheorien aus. Es gilt ein Bewusstsein zu entwickeln und Widerstand gegen alte Denkgewohnheiten, die tief eingegraben und oft unbewusst sind, zu üben. Leider ist ein Rückfall in Gewohntes und Vertrautes nicht ausgeschlossen, und der Antisemitismus ist wieder in der politischen Öffentlichkeit angekommen. Er kommt von rechts und von links, von alten deutsch-nationalen und neu-deutschen Immigranten. Es ist müßig, sich darüber zu streiten, ob rechtsnationalistischer Antisemitismus schlimmer ist als progressive Israelkritik oder muslimische Judenfeindlichkeit. Wenn eine Synagoge angegriffen, ein Friedhof geschändet, israelische Flaggen verbrannt, und Swastika an Schulmauern gemalt werden, dann gilt es Farbe zu bekennen. Die Verachtung, die jüdischen Menschen entgegengebracht wird, die ihre Sicherheit bedroht und ihr Existenzrecht in Frage stellt, mag unterschiedliche Namen und Ursachen haben, sie ist in jeder Form gefährlich und muss ernst genommen werden.

Wir befinden uns in einem politischen Moment, an dem wir, die wir im jüdisch-christlichen feministischen Dialog der letzten Jahrzehnte aktiv waren, zeigen müssen, ob aus dem Nebeneinander der Vergangenheit ein Miteinander und Füreinander geworden ist.

Vortrag von Prof. Dr. Katharina von Kellenbach bei der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim DEKT, Dortmund 2019

*Text wie von der Autorin bereitgestellt.
Es gilt das gesprochene Wort.*

Die „Energiehalle“ im Industriemuseum DASA in Dortmund, Veranstaltungsort der AG Juden und Christen; Foto: HGVorndran

